

jedes Kapitelabschnitts ... die neueste Standardliteratur aufgelistet“, wird jedenfalls mit solchen Hinweisen und denen auf die älteren Lehrbücher nicht erfüllt. Dass das Lehrbuch von Frank nicht ausgewertet erscheint, ist bedauerlich, ist doch dieses das am meisten die Forschungsproblematiken und -desiderate offenlegende Werk seiner Art. Dies gilt auch für den Verzicht auf Hinweise auf das von C. Andresen herausgegebene Handbuch der Dogmen- und Theologiegeschichte mit seinem ausgezeichneten Überblick zu Dogma und Lehre der Alten Kirche von A.M. Ritter (neu bearb. 2011).

Was die inhaltliche Seite der Darstellung anbelangt, so ist die Skizze der Anfänge der Kirche (Singular!) deutlich geprägt von der Vorstellung, nach der sich das Christentum aus weitgehend einheitlichen Ursprüngen entfaltet. Ein Versuch, die mannigfaltigen Christianismen des Anfangs mit ihren sie fundamental prägenden, unterschiedlichen Christologien vorzustellen, wird nicht unternommen. Die nicht selten als ein historisch-dogmatisches Amalgam erscheinende Darstellung mit ihrer deutlichen Konzentration auf die Ämtergeschichte bleibt für die frühe Zeit hinter den Erkenntnissen, die durch W. Bauers Klassiker „Rechtgläubigkeit und Ketzerei im ältesten Christentum“ eröffnet wurden, zurück. Die Anfänge waren pluraler als es in Hofmanns Lehrbuch erscheint. Weitere Schwerpunkte der Darstellung liegen bei den Themen „Kirche und Staat“ in der Antike, der Entwicklung des römischen Primatsanspruchs (S. 106 eine überholte Rekonstruktion des Tropaions unter St. Peter) und der altkirchlichen Konziliengeschichte. Die antike Religionsgeschichte (also Einblicke in die mit dem Christentum konkurrierenden Religionen), die Frömmigkeitsgeschichte (z. B. die Entstehung des Märtyrer- und Heiligenkults), die Anfänge des Mönchtums in Ost und West, sowie die justinianische Epoche der Spätantike (Ravenna!) finden keine Berücksichtigung. Hingegen schließt das Buch mit einer kurzen Geschichte der altorientalischen Kirchen, was sich wahrscheinlich den Bedürfnissen des Eichstätter Lehrbetriebes verdankt, wo es zahlreiche Studenten aus diesen Kirchen im „Collegium Orientale“ gibt. Für die Darstellung Konstantins stützt sich der Verf. weitgehend auf die nicht ohne Kritik gebliebene Biographie E. Hermann-Ottos (2007), freilich ist auch hier (S. 133 f.) nachzulesen, dass man Konstantins Selbstverständnis als *episkopos tón ektois* nicht ohne weiteres als „Bischof für äußere Angelegenheiten“, d. h. „für die im Perserreich verfolgten Christen“ (S. 94) verstehen kann. Es gibt eine reiche Diskussion zu dieser Frage (und vielen anderen); warum

sollen die Studierenden nicht wissen, dass ein Begriff nicht eindeutig interpretierbar ist und es dazu „nur“ verschiedene Theorien gibt? Dass man Geschichte eben nicht so schreiben kann, wie sie eigentlich gewesen ist? Ein Lehrbuch kann und darf doch nicht anders sein als die Forschung!

Tübingen

Hans Reinhard Seeliger

Christoph Marksches, Hellenisierung des Christentums. Sinn und Unsinn einer historischen Deutungskategorie, Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt 2012 (Forum Theologische Literaturzeitung 25), 141 S., ISBN 978-3-374-03058-3.

Die Frage, ob das frühe Christentum eine Hellenisierung erlebt habe und ob sie Fluch oder Segen gewesen sei, ist nicht neu, ebenso wie die Gegenfrage, ob es überhaupt Sinn ergebe, von einer Hellenisierung zu sprechen. Vf. zeigt, dass diese Fragen weiter zurückreichen, als man gemeinhin anzunehmen pflegt (d. h. bis zu Harnack). Er gibt zunächst Einblicke in die Begriffsgeschichte von „Hellenisierung“ vom 16. bis 19. Jahrhundert (Kap. I) sowie in Variationen der Anwendung dieses „Forschungsparadigmas“ im 20. Jahrhundert (Kap. II), bevor er einen Vorschlag unterbreitet, wie der Begriff definiert werden müsste, um sich als produktives Forschungsinstrumentarium zu erweisen (Kap. III). Vorschaltet sind eine längere Vorbemerkung, in der der Vf., beginnend mit seiner Mitarbeit an einer Publikation Martin Hengels vor einem Vierteljahrhundert, schildert, an welchen schönen Orten der Welt das vorliegende Büchlein sukzessive seine Gestalt erhielt, sowie eine Einführung, in der er den Untersuchungsgegenstand näher bestimmt und einschränkt: Die relevanten Texte seien in keiner Hinsicht vollständig behandelt (30). Warum die 1888 gehaltenen „Hibbert Lectures“ von Edwin Hatch („The Influence of Greek Ideas and Usages in Early Christianity“), die Harnack sogleich ins Deutsche übersetzen ließ, nicht berücksichtigt werden, bleibt offen. „Welche Autoren... ausweisch der Bibliotheksbestände in Berlin, Jerusalem und Princeton die Debatten in den jeweiligen Ländern geprägt haben“ (31 f.), befriedigt als Kriterium jedenfalls nicht.

Einleitend zeigt Vf., dass „Hellenisierung“ (als „Begriff“ und als „Forschungsparadigma“, 15), nicht als einlinige Interaktion zweier abgegrenzter Identitäten zu betrachten ist, sondern Transformationsprozesse im weiten Feld spätantiker Religionen bezeichnet (23). Dabei kann kaum von den sich damit verbindenden Großparadigmen

abgesehen werden (ob sie nun aus dem Berlin der Kaiserzeit oder dem Rom der Gegenwart stammen). Hinzu kommt, dass der Begriff selbst „Teil eines hegemonialen Diskurses“ ist (24 f.). Anders als Glen Bowersock, Georg Essen und Gerda Riedl möchte Vf. dennoch nicht auf Begriff und Konzept verzichten. Die historische Rekonstruktion ergibt, dass – wiederum entgegen einer landläufigen Ansicht – „Hellenismus“ nicht erst in Droysens „Geschichte des Hellenismus“ (1831–1843, ²1877/78) begegnet, sondern sich schon 1535 bei Guillaume Budé findet, allerdings in der Bedeutung von „Griechentum“ (ἑλληνισμός), während erst Droysen damit eine Epochenbezeichnung verbindet, auf die sich „hellenisieren/Hellenisierung“ beziehen kann (39–42). Den „Siegeszug dieses Konzepts“ haben ausge-rechnet dessen „mangelnde Präzision“ und „Diffusität“ bei Droysen ermöglicht (so 46 f. mit Karl Christ und Wilfried Nippel). Einzig Adolf von Harnack (49–58) hat ein solches Konzept ausgearbeitet, freilich in unterschiedlichen Akzentuierungen (54 f.), so dass er nicht als Kronzeuge der ihm zugeschriebenen „Abfallstheorie“ samt einem Dual von unhellenisiertem Evangelium und hellenisierter Theologie (55 f.) taugt.

Der Befund einer uneinheitlichen Begriffsverwendung bestätigt sich für das 20. Jahrhundert. Im angelsächsischen Sprachraum herrscht dabei Zurückhaltung (vgl. 69–72 zu Arthur Darby Nock, William L. Knox und Henry Chadwick). „Hellenisierung“ sei nur in Deutschland ein „Teil der theologischen Sondersprache geworden“ (78), wobei sich die Debatte gegenwärtig vor allem in der römisch-katholischen Theologie abspiele (83), was interessanter Weise zu einer „Protestantisierung“ spezifisch katholischer Grundannahmen führe, insofern Harnacks kritische Analyse der Hellenisierung aufgegriffen werde (so von Reinhard M. Hübner, 88 f.). Vor diesem Hintergrund erscheint Benedikts XVI. „Regensburger Rede“ als Versuch, das „gereinigte griechische Erbe“ als dem christlichen Glauben zugehörig und die Hellenisierung als heilsgeschichtlich notwendig zu erweisen (93). Der *historische* Nutzen dieser und anderer zeitgenössischer Rekonstruktionen ist freilich extrem begrenzt (96).

Trotz alledem plädiert Vf. dafür, „das Forschungsparadigma ‚Hellenisierung‘ *beizubehalten*“, dann aber auch präzise zu bestimmen, „welche antiken Transformationsprozesse in den Blick genommen werden sollen“ (102; Hervorhebungen hier und im Folgenden im Original). Dabei soll die Grundbedeutung des Wortfelds ἑλληνισμός („korrekter Sprachgebrauch im Griechi-

schen“, später „griechische Bildung und Kultur“, 103) berücksichtigt werden, das erst im 3. Jahrhundert unter Christen die Bedeutung „Heidentum“ annahm (104 f.) und bereits damit einen hegemonialen Anstrich erhielt, der insbesondere bei Harnack nachklingt (109 f.). Vf. schlägt daher vor, „das neuzeitliche Forschungsparadigma ‚Hellenisierung des Christentums‘ wieder im spätantik-paganen Sinne von ἑλληνισμός auf den *Bildungsbegriff* zuzuspitzen“ (111). „Hellenisierung“ wäre demnach „*die Ausbreitung derjenigen Zivilisationsform, die für die Epoche des ‚Hellenismus‘ charakteristisch ist, durch Bildung*“ (112). Dabei wird der Begriff der „Hellenisierung“ gegenüber „Gräzisierung“ oder „Romanisierung“ zunächst auf eine Epoche, d. h. auf den „Hellenismus“ konzentriert (116), schließt aber zeitlich die Spätantike ein (115) und ist inhaltlich „auf die ursprünglichen, auf die *Bildung* konzentrierten *antiken* Inhalte des griechischen Begriffsfeldes“ bezogen (118). Dann fällt der Blick naturgemäß schnell auf die Bildungseinrichtungen in Alexandrien, wo die erste „wissenschaftliche“ christliche Theologie entstand. So kommt Vf. letztlich zu folgender Definition: „*Hellenisierung des Christentums ist vor allem und zuerst eine spezifische Transformation der alexandrinischen Bildungseinrichtungen und der dort praktizierten Wissenschaftskultur in der theologischen Reflexion des antiken Christentums*“ (121).

Damit wird „Hellenisierung“ als „Deutungskategorie“ faktisch auf Alexandrien (und die von dort ausgehenden Wirkungslinien) und auf das 2. und 3. Jahrhundert beschränkt. Vf. greift hierfür (118 f.) auf sein Buch „Kaiserzeitliche christliche Theologie und ihre Institutionen“ (Tübingen 2007) zurück, in dem er freilich – völlig zu Recht – das Verhältnis der christlichen Theologie zu den Einrichtungen der paganen Bildung als „spannungsreich“ beschrieben hatte (aaO. 109). Die nun vorgelegte Definition passt sicher auf Origenes’ „Privatuniversität“ in Alexandrien und Caesarea – inwieweit sie aber für andere christliche Theologien gültig ist und ob man damit auch die weitere Geschichte des christlichen Schulbetriebs in Alexandrien selbst erfasst, bleibt (noch) offen. Von seinem Berliner Lehrstuhlvorgänger (7) und dessen dogmengeschichtlicher Sicht der Hellenisierung setzt sich Vf. plausibel ab, aber um den Preis, dass dieser „vermutlich unausrottbarer Begriff“ (123) als Deutungskategorie für große Teile des antiken Christentums nicht mehr anwendbar erscheint. Insofern bleibt zu überlegen, ob „die ganz großen Fragen... die sich in jeder Geschichte des anti-

ken Christentums stellen“, nur „in der Debatte um die ‚Hellenisierung des Christentums‘“ gestellt werden (125) oder nicht auch

in antiken Kontexten jenseits von Alexandrien.

Göttingen

Peter Gemeinhardt

Mittelalter

Michael Menzel: *Die Zeit der Entwürfe 1273–1347*. Stuttgart: Klett-Cotta 2012 (Handbuch der Deutschen Geschichte 7a), 332 S., ISBN 978-3-608600070.

Es ist etwa dreißig Jahre her, seit die deutsche Geschichte in der Zeit von Rudolf von Habsburg bis zu Ludwig dem Bayern zusammenhängend vorgestellt und gedeutet worden ist, da ist eine neue Deutung durchaus willkommen. Michael Menzel legt mit seinem Teilband des siebten Gebhardt-Bandes ein schlankes Buch vor, das zur Lektüre einlädt und das die Lektüre lohnt. Anders als andere Bände der Reihe löst der Verfasser den Anspruch eines breiten, auch kulturgeschichtlichen Zugriffs ein; ein Viertel des Textes ist der Wissenschaft, den Schulen und der Kunst gewidmet, das kirchlich-religiöse Leben findet breitere Aufmerksamkeit (Kap. E mit ca. 30 S.). Menzel schreibt ein ambitioniertes Buch, er fragt nach dem Panorama der behandelten Jahre und sieht in der „Freude am Konzipieren“ (S. 12) einen eigenständigen Zug der Zeit. Nach der kenntnisreichen Vorstellung der Quellen und einem Überblick über die Regionen des Reiches folgen die beiden großen Kapitel über Königtum und Kaisertum, die der Abfolge der Herrscher 1272–1347 folgen. Hier liegt das Herzstück des Bandes, so stellt der Verfasser im Schlusskapitel auch fest, „den Kern des Fazits macht die Entwicklung des Königtums aus“ (S. 285). Dieses Königtum wird indes weniger als Institution dargestellt, die Stärke der Darstellung liegt eher in der ereignisnahen, personen-zentrierten Perspektive. Eindrucksvoll ist etwa die Schilderung der Ermordung König Albrechts I. 1308: „Das war ein spektakulärer Abgang aus vollem Lauf“ (S. 137). Diese lebendige Erzählung ist zurückhaltend in analytischen Angeboten, sie schlägt auch selten einen vergleichenden Bogen zu ähnlichen Konstellationen in der Vorgeschichte des 13. Jahrhunderts. So findet sich bei der Darstellung der Doppelwahl des Wittelsbachers Ludwig und des Habsburgers Friedrich 1314 zwar ein klares Verdikt: „Die Kurfürsten hatten die Wahlmonarchie in die Krise manövriert“ (S. 158), aber es findet sich kein Verweis auf die Doppelwahlen 1198 oder 1257 oder auch auf die Goldene Bulle, die 1356

die unglückliche Tradition der Doppelwahlen ausdrücklich beenden wollte. Menzel scheint nicht sehr viel von ihr zu halten (S. 286). Da, wo der Verfasser Bögen in die Vergangenheit schlägt – etwa in die Jahrhunderte zuvor, als das Verhältnis der Fürsten zum König „stärker hierarchische als kollegiale Züge“ (S. 50) gehabt hätte, ist man nicht sicher, ob man ihm zustimmen mag. Auch das hohe Mittelalter hatte Züge der „konsensualen Herrschaft“ (Bernd Schneidmüller). In dieser Feststellung zeigt sich ein Problem. Menzel schreibt eine engagierte Geschichte, wie er sie sieht. Sein Ludwig der Bayer führt das Reich als einen Gesamtverband auf eine historische Höhe (die Karl IV. nach der Meinung Menzels nicht halten kann). Die papstlose Kaiserkrönung Ludwigs 1328 ist in dieser Perspektive ein Höhepunkt der Reichspolitik, es zeichnete sich eine „kurienferne, imperiale Solidarität der Kurfürsten um Ludwig“ ab (S. 175). Das muss man nicht so sehen, und man könnte darauf verweisen, dass dieses Reichsbewusstsein der Kurfürsten sich im Weistum von Rhense 1338 zur Legitimität der deutschen Königswahl besonders wirkungsmächtig äußerte. In dem Dokument wird Ludwig indes nicht erwähnt, vielmehr datieren die Kurfürsten ausschließlich nach päpstlichen Pontifikatsjahren, nicht nach Königsjahren. Das ist kaum kurienfern und wenig königlich. Ein Problem nimmt im Zuge der Lektüre zu. Menzel nimmt wenig Rücksicht auf Erklärungsversuche vorangehender Arbeiten. Die grundlegenden Untersuchungen von Peter Moraw finden in den Text keinen Eingang, auch in den Fußnoten kommen sie nicht vor. Aber sollte ein Handbuch der Deutschen Geschichte des 14. Jahrhunderts die Leser nicht zumindest auf „königsnahe Landschaften“ verweisen, sollte es nicht ausdrücklich festhalten, das 1314 mit den Habsburgern, Luxemburgern und Wittelsbachern nur noch drei große Familien „königsfähig“ waren? Sollte es nicht auch auf die Hungersnot (Great Famine) 1315–1322 verweisen, und sollten nicht auch die Judenmorde 1336–1338, wie vielleicht auch das jüdische Leben Erwähnung finden? Diese analytischen Kategorien und Fakten gehören eigentlich zum Grundbestand unseres Epochenbildes. Michael Menzel hat seinen eigenen Zugang ge-